

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 36 (1942)
Heft: (10): Oktober-Sendung

Artikel: Sommeraufzeichnungen
Autor: Albrecht, Alice Susanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-138107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heiligung des Namens Gottes, um das Kommen seines Reiches und die Erfüllung seines Willens auch in der Materie, so daß die Materie durch das Wort Gottes Sakrament werde. Das Sakrament bedeutet ja nicht feindliche Trennung von Geist und Materie — das ist vielmehr heidnisches Denken, neben einer Vergötterung der Materie —, sondern die tiefste Verbindung der beiden. So beten wir und gehen an die Arbeit dafür!

(Schluß folgt.)

Leonhard Ragaz.

Sommeraufzeichnungen.

Kürzlich las ich in einer Zürcher Zeitung einige Briefe Rainer Maria Rilkes, die er in der Kriegszeit 1914/15 schrieb und die so stark seine innerste Anteilnahme am Zeitgeschehen ausdrücken. Seine Worte vermögen auch eindringlichst in unsere Gegenwart hineinzuweisen. Da heißt es: „Die Feder ist einem schwer in dieser Zeit, und es ist verantwortlich, sie, selbst zu einem Brief, in die Hand zu nehmen. Was soll man sagen. Wir haben es schwer, Alle, dieselbe ungeheure Last liegt über uns Allen; über die Art dieser Last ein Urteil zu haben, steht keinem zu; was wir eigentlich damit leisten, indem wir sie Tag für Tag tragen und die Nächte unter ihrem Gewicht daliegen: das wird sich später zeigen, vielleicht erst viel später; — — — im Alten Testament gab es solche Heimsuchungen, deren Ränder und Grenzen man nicht sah, die ganze Welt war, wie jetzt, in eine einzige Heimsuchung verkehrt — aber damals waren weniger Menschen und Größere, und Gott kannte jeden Einzelnen und zerstieg ihn mit eigener Hand.“ —

„Wäre nicht die Bibel, so bliebe ich fast ganz ohne Umgang; denn welche Bücher gelten jetzt, und wieviele Menschen gibt es, denen man etwas zu sagen hätte?“

Und auch die Natur versagt; es ist, als wäre sie nicht mehr offen für den einzelnen Menschen; oder liegt es daran, daß der Einzelne sich nicht frei genug fühlt, ihr ans Herz zu gehen . . .“

Es kommt uns in den Sinn, eine gewisse Parallele zu diesen Gedanken Rilkes in unserer Zeit aufzustellen. Wo sind heute bei uns diejenigen, die unser Zeitgeschehen, den Krieg, den Weltbrand, wirklich „schwer“ nehmen, nämlich persönlich, innerlich, verantwortungsbewußt? Die unter der ungeheuren Weltlast, Menschen-Elend-Laft wirklich leiden? (Wir wissen von so vielen hamsternden und ausschließlich materialistisch eingestellten Menschen.) Noch steht Kriegsgeschrei und Kriegsgefecht nicht an unsfern nächsten Grenzen; in unserm Land spüren wir vor allem materiellen Abbau, — Rationierung, Teuerung und geistige Einschränkung, Beschränkung. Einhalt und Schweigen ist uns geboten, um nicht ein unvorsichtiges und heimatverratendes Wort zu sagen: auf der Straße, im Gasthof, in der Kon-

ditorei, im Cinema, in der Presse, vor Unbekannten, Ausländern, und auch vor dem frommen oder unfrommen Landsmann. Das bedeutet zuweilen geistige Unterdrückung, geistiges Opfer, aber auch geistige Ueberwachung und Zucht. Nur steht damit im allgemeinen und im Durchschnitt eine andere Erscheinung, eine Gefahr in Verbindung: daß dem Offiziellen, dem Charakterlosen der Weg geöffnet wird. Daß die Lauen, Feigen, die Weichlinge überhand nehmen, die immer mit den Worten antworten: „vielleicht“, — „es mag sein oder nicht“, — „bis zu einem gewissen Grad“, — „es ist am besten, sich neutral zu verhalten“. Und darum: wieviel Schein — und maskenhafter Ausdruck auf den begegnenden Gesichtern, im Hause, in der Gesellschaft, in den kulturellen Zusammenkünften, auf der Straße. In der Geste, im Händedruck, in diesem kühlen, frostigen Lächeln, das kälter und beleidigender ist als ein klares, scharfes, urteilendes Wort. Und deshalb: viel Aengstlichkeit ringsum, Scheu, Zurückhaltung, Mißtrauen, die sich in scheinbare Abwehr, in Stolz kleiden. Da ist einer, der sich einsam fühlt und ein weiches, leidendes Herz hat. Er wagt es nicht, an dieser oder jener Türe anzuklopfen oder einzutreten. Nicht als ob er etwa mit irgendeiner Bitte, materieller, geistiger oder geistlicher Art käme. Nein, er wagt es nicht, vor Furcht, in seinen menschlichsten, zartesten Gefühlen verletzt zu werden. So muß er sich also allein seinen Weg wählen (da er zu dieser Stunde sein umschlossenes Zimmer nicht ertragen kann) — entweder ins Caféhaus oder in die freie, mondbeschienene oder mondlose Landschaft hinaus.

Da sehe ich beim Hauseingang ein Haussmädchen mit einem schönen, weißen Pudel. Er schnuppert und schnüffelt unbestimmt herum. Er nähert sich mir und stößt mit der Schnauze gegen meine Knie, gegen meine Hand. Das Mädchen schaut mich erschrocken-ängstlich an. Ich lächle ihm zu und nicke, da ich die Hunde und fast alle Tiere liebe. Eine frohe, gütige Dankbarkeit geht über ein Menschengesicht. — Es gibt also doch noch ein instinkt-sicheres Verstehen von Mensch zu Mensch und Tier zu Mensch.

Nein, wir sind über dieses mörderische Kriegsgeschehen nicht berechtigt ein Urteil zu geben; wir haben keine Ueberschau, keine Fernschau; wir erkennen keinen Sinn; wir sehen nur Gewalt, Vernichtung, Haß, Tod. Aber wir glauben in diesem Ablauf nicht an eine Heimsuchung Gottes, wie sie im Volk Israel, im Alten Testamente geschah. Damals „kannte Gott jeden Einzelnen und zerstörte ihn mit eigener Hand“, sagt Rilke in seinem Briefe. Aber heute ist es ein Kampf der großen Masse, ein Kampf um die Masse, ein gigantisches Streben um Macht und Gewalt, das den Begriff der einzelnen Persönlichkeit, des

„Einzelnen“ (wie ihn Kierkegaard verstand) nicht mehr kennt und nie gekannt hat. Einstweilen haben wir nur unbestimmt-grauenhafte Vorstellungen aus den Zeitungsberichten: „Schlachtfelder, die mit Hunderttausenden von Leichen gefallener Soldaten übersät sind.“ „In Massen heranstürmende Infanterie wird von Maschinengewehren und Granatsalven niedergemacht.“ „Ein Kavallerieregiment bricht im Feuer der Maschinengewehre und Infanteriegeschütze zusammen und über die gefallenen Reiter und Pferde hinweg reiten die neuen Attacken, bis von dem ganzen Regiment kein Reiter und kein Pferd übrigbleibt.“

Und quälende Vorstellungen aus Zeitungsillustrationen: zerstörte, in Ruinen daliegende Stadtviertel; obdachlose, im Elend versunkene Menschen; auf den endlos weiten russischen Feldern eine lichterloh brennende Ernte. —

Das ist keine Heimsuchung Gottes; viel eher der Menschen Gotteslästerung. Und auch darüber haben wir nicht zu urteilen, weil alles Kriegsgeschehen in einem menschlich abgründigen, dämonischen Zusammenhang steht. — Aber wir glauben, daß die Heimsuchung Gottes kommen wird. Nicht in menschlicher, sondern in göttlicher Zeitberechnung.

— — — — —

Nein, die Natur versagt nicht. Sie versagt nie, wenn wir sie mit offenen, genießenden Augen zu sehen vermögen. Jetzt ist Sommerzeit; schwere, träge-lastende Glut, schwüle Reife. Frühmorgens hört man das Geläute der Kirchen und Kapellen, — näher und ferner, aus der Stadt und von den Hügeln tönen, und über den See aus dem italienischen Nachbardorf schlagen die Glocken in einzelnen schweren Schlägen, langsam-fallend sich nachfolgend durch die klare Sommerluft. — In hohem Flug segeln fliehend kreischende Schwalben. — Auf der Steinterrasse vor unserm Fenster blühen tiefrote volle Geranien, prunkvoll-violette Glockenkelche der Begonien und fett-gelbe Kapuziner. Gegen den Mittag kräuselt sich der See und wandert in schmalen, leichten, in der Sonne silbrigen Wellenlinien. An seinem Ufer fallen die dunklen Bergketten steil ins Wasser, und ein leichter sommerlicher Dunst mildert ihre Hänge. In der städtischen Parkanlage bauschen sich die alten Baumkronen in dunklem, vollem Grün übers Wasser, und die leuchtenden Weiden neigen sich silbern und spielerisch am Strande. Und da sind die Wolken, die Sommerwolken in ihren vielfältigen Formen, in Wechsel und Wandlung: die weißen, geballten und die weiß-lockeren, ziehenden. Gegen den Abend: zuweilen die leichten rosigen Gebilde, die forgenlos ruhen und wieder später phantastisch-aufgerollte Wolkengruppen, in denen wir Tier- und theatralische Gestalten zu erkennen glauben. — Wenn ich Maler wäre, würde ich versuchen, gleichsam in „Himmelsausschnitten“ die mannigfaltigsten Wolkenstimmungen festzuhalten. — Draußen auf dem Lande glutet die Sonne sengend und

segend, und Korn- und Maisfelder stehen in hohem, sattem, leichtwiegendem Wuchs. — Gegen den Abend liegt ein zarter Wärmedunst, rosig, bläulich, lila, pastellfarbig über dem See, den Bergen und Hügeln. Der stille Sommerabend fällt ein; noch einmal schwirren hochfliegend die Schwalben, und die Grillen zirpen in den Gräfern. —

„Wäre nicht die Bibel, so bliebe ich fast ganz ohne Umgang; denn welche Bücher gelten jetzt?“ sagt Rilke. Ein großes Wort, weil er von dem Buch der Bücher spricht, das jeder Einzelne nur allein und in der Stille lesen kann (und wir schaudern vor den unzähligen, variierenden Bibelerklärungen, -auslegungen, die nie dem Wort des Evangeliums selbst entsprechen, da wir immer noch mit wenigen den Bibelglauben an ein unantastbares Wort Gottes voraussetzen).

Ja wirklich: Welche Bücher gelten jetzt in unserer Zeit? Wo können wir festen Fuß fassen? Wo finden wir Gehalt und geistige Essenz? — Ein Blick in die Schaufenster der Buchhandlungen: da sind vereinzelte, über dem Durchschnitt stehende englische und italienische Romane; eine unübersehbare Menge politischer Erzeugnisse; Aufschluß und Rechtfertigung der Kriege; geschichtliche Biographien und Dokumente, französische Gefangenenserichte, vaterländische Bekenntnisse, — und wohl das Beste von Allem: was aus Altertum und Klassik wieder ans Licht gezogen. —

Seit einem Jahr, seit dem letzten Sommer stehen wir in der Lektüre Kierkegaards. Von Kierkegaards Auswahlband,¹⁾ der eine Art Brevier ist, sind wir zu Kierkegaards weiteren Schriften, zu seinem ganzen Werk in zwölf Bänden, nebst den „Christlichen Reden“ und den „Tagebüchern“ vorgedrungen; von „Entweder — Oder“, „Furcht und Zittern“, „Stadien auf dem Lebensweg“, „Der Begriff der Angst“, „Philosophische Brocken“, „Die Krankheit zum Tode“, „Einübung im Christentum“, „Der Gesichtspunkt für meine Wirksamkeit als Schriftsteller“, — bis zum „Augenblick“, dem Dolchstoß Kierkegaards gegen das „offizielle“, das Schein-Christentum. Von den ästhetisch-philosophischen zu den ausschließlich religiösen Schriften also, aber Kierkegaard steht von Anfang bis zum Ende seiner Schriftstellertätigkeit ohne Wechsel, ohne Meinungsänderung in dem einen Zielgedanken: zum Christ-Werden zu führen, und das heißt für ihn: zum leidenschaftlich verinnerlichten Einzelnen, der in Unruhe, Furcht und Zittern, aus dem Objektiven zum Subjektiven übertritt, und nur in dieser Bewußtheit zum „Unbedingten“, das heißt zum „vor Gott er selbst zu sein“, zu gelangen. Wer mit Kierkegaards Gedanken angefangen, muß weiterdringen und seinem tiefen, verinnerlichten Geist nachfolgen, wenn ihn auch Kierkegaards schwere, weitschweifende Sprache

¹⁾ Kierkegaard: „Religion der Tat.“ Alfred Kröner Verlag, Leipzig.

mühsam und geduldfordernd führt. Und da steht hinter seinem Wort sein Leben, als ein untrennbar Vereintes: der alt geborene Knabe, früh wissend und wenig genießend, — das Bild des Gekreuzigten vor Augen, — in demütiger Bewunderung für den Vater; — der geießerische Jüngling, der sich mit Regine Olsen verlobt und im Zwang göttlicher Berufung die Verlobung wieder löst; — der reife Mann und Schriftsteller in außerordentlicher Begabung (der verliebt ist ins Produzieren); — Ironiker, Psychologe in raffinierter Geistigkeit, in schwermütiger Skepsis; der zähe Streiter im Bewußtsein seiner Einsamkeits- und Einzelnen-Stellung, und seiner ungeheuren Aufgabe und Verantwortung: ein Ritter des Glaubens, und deshalb für seine Zeit ein zu tiefst Leidender und Geopferter zu sein. —

Wer in unserer Zeit noch den Mut hat, sich mit dem „Einzelnen“, dem „wahren Außerordentlichen“, aus der Menge und Masse gelösten, bewußt-subjektiven Zeugen („Subjektivität ist Wahrheit, Subjektivität ist Wirklichkeit“) des Christentums abzugeben, der wende sich an den Dänen Søren Kierkegaard, dem vielleicht stärksten nordischen Geist, der aus dem Protestantismus kommt, — und an den im letzten Weltkrieg gefallenen Franzosen und gläubigen Katholiken Charles Péguy, „soldat de la vérité“. — *Alice Susanne Albrecht.*

Zu Aktualitäten.

I.

Einige alte Worte zur Flüchtlingsfrage.

I.

Einen Fremdling sollst du nicht bedrücken, noch gewalttätig behandeln, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Aegypten.

2. Mosis 22, 20.

Einen Fremdling sollst du nicht hart behandeln; denn ihr wißt ja, wie es den Fremden zumute ist, weil ihr selbst Fremdlinge gewesen seid in Aegypten.

2. Mosis 23, 9.

Wenn sich ein Fremder bei dir aufhält in deinem Lande, so sollt ihr ihn nicht bedrücken. Wie ein Einheimischer aus eurer Mitte soll auch der Fremde gelten, der sich bei euch aufhält; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Aegypten. Ich bin der Herr, euer Gott.

5. Mosis 20, 33—34.